

Die blühende Mauer

Autor(en): **Dutli-Rutishauser, Maria**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot**

Band (Jahr): **250 (1977)**

PDF erstellt am: **11.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-656706>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

MARIA DUTLI-RUTISHAUSER

Die blühende Mauer

Im Gefängnishof, dessen hohe Mauern im Frühling über und über von Geissblatt blühten, gingen die Frauen spazieren. Nicht jede für sich, wie man denken könnte, wenn man nie in einem Gefängnis war. Gefangene gehen während der Erholungszeit in Einerkolonne und um ein grosses Beet, darin etwa ein Baum steht oder viele kleine Büsche. Oder vielleicht auch Blumen. Mit einem Meter Abstand gehen sie, die Hände im Rücken verschränkt. Es sieht aus, als seien diese Hände gefesselt, aber sie sind es natürlich nicht. Ausbrechen kann niemand, denn die Aufsicht steht bei der Türe, und die Mauern sind sehr hoch.

Die Frauen sahen fast alle zu Boden, trotzdem der Tag sehr schön war. Vielleicht ertrugen sie den Anblick des blauen Himmels und des blühenden Geissblattes nicht. In einer halben

Stunde würden sie wieder eingeschlossen sein in der Küche, im Nähsaal und in der Wäscherei. Und abends in der Zelle, wohin kaum genügend Licht, aber keine Sonne einfiel.

Plötzlich – man wusste nachher nicht, wie es hatte geschehen können, ohne dass die Aufseherin rechtzeitig aufmerksam wurde – sprang eine der Frauen aus der Reihe. Sie schrie. Sofort entstand ein grosser Tumult. Alle, die das Schweigen bisher streng gehalten hatten, riefen und redeten laut durcheinander: Haltet sie – sie will entkommen – ach, seht, sie will über die Mauer – und noch vieles sagten sie, das schon nicht mehr im Bereiche des Möglichen lag. Aber als die Aufseherin bei der Frau ankam, hatte diese ihr Gesicht an die blühende Mauer gedrückt, mitten hinein in das duftende Geranke des Geissblattes.

«Was ist mit Ihnen»? fragte sie streng.

Die Frau schien nicht zu hören. Sie kauerte vor der Mauer, die Hände und das Antlitz überdeckt von grünen Blättern und zartfarbenen Blüten.

«Sie müssen aufstehen», befahl die Aufseherin. Und als die andern Frauen im Halbkreis dicht um die Kauernde standen, laut schwatzend, wandte sie sich um und sagte:

«Gehen Sie! Es ist verboten, heranzustehen. Und schweigt, sonst rufe ich die Wache.»

Die Gefangenen setzten sich langsam und widerwillig in Bewegung. Einige murrten unverständliche Schimpfworte. Andere gingen gehorsam auf den Weg – eine hinter der andern. Sie wussten, dass die Wache sehr nahe war. Die Aufseherin wartete, bis alle Frauen, ausser der einen, wieder im Kreise gingen. Dann fasste sie die Frau, die jetzt leise vor sich hin



Der neue Bahnhof Bern, Gesamtansicht

Nachdem wir in früheren Ausgaben des Kalenders immer wieder über das Fortschreiten der Arbeiten am neuen Bahnhof in Bern informiert haben, zeigt unser Bild jetzt eine Gesamtansicht des neuen Bahnhofes.

Photo Walter Nydegger, Bern

weinte, an der Schulter und sagte:

«Sie dürfen in die Zelle zurück. Aber kommen sie sofort, sonst muss ich Sie abführen lassen.»

Die Gefangene zuckte zusammen. Doch sie erhob sich nicht. Nur das Gesicht hob sie ein wenig, und da sah die Aufseherin, dass mit der Frau etwas geschehen sein musste. Die weinenden Augen schauten starr und verstört in eine weite Ferne. Die Lippen bewegten sich, ohne zu sprechen. Erst nach einer Weile lallte sie die Worte:

«Ich muss heim. So lange warten sie schon. An der Hausmauer, wissen Sie, blüht das Geissblatt. Lassen Sie mich gehen, ich höre, dass Robert nach mir ruft.»

Die noch junge Aufseherin versuchte es noch einmal:

«Ja, kommen Sie ins Haus. Ich will mit dem Direktor reden. Aber kommen Sie doch, stehen Sie auf!»

«Sie dürfen es dem Herrn Direktor nicht sagen. Ich muss jetzt gleich gehen, hier über die Mauer. Türen sind nicht für uns da. Helfen Sie mir, sonst –.» Sie weinte laut auf, und ihre Hände rissen die Ranken von der Mauer. «Ich will hinaus – ich will heim», schrie sie und schlug mit dem Kopf wider die Mauer.

Was sie nicht hätte tun dürfen, tat eine der gefangenen Frauen: Sie öffnete die Türe, die in den Bau führte und schrie: «Die Wache soll kommen, Renate bringt sich um!»

Dann war sehr rasch ein Mann da. Er sagte zur Aufseherin:

«Hat sie einen Sonnenstich? Es ist heiss hier im Hof – sie soll hineingehen.»

«Sie geht aber nicht – ich habe alles versucht.»



Eine Attraktion mehr im Berner Bahnhof

Nebst erläuternden Bild- und Schrifttafeln zur Stadtentwicklung und zur Geschichte des Christoffelturmes wurde nun in der Bahnhofunterführung eine Kopie des Kopfes des heiligen Christoffels aufgestellt. Das Original, das beim Abbruch des Turmes im Jahre 1864 gerettet werden konnte, befindet sich im Historischen Museum Bern.

Photo Walter Nydegger, Bern

«So tragen wir sie eben.»

Mit zwei geübten Griffen hoben sie die Frau vom Boden auf und trugen sie, die keinen Widerstand mehr leistete, an den Frauen vorbei durch den Hof in das Gebäude.

«Kommt nach», sagte die Aufseherin zu den Frauen. Und sie gingen, eine dicht hinter der andern, flüsternd in den düsteren Bau zurück. Hinter ihnen schloss der Aufseher des Männertraktes den Duft, die Sonne und die arme kleine Freiheit aus – zwölf Minuten vor der Zeit. –

In ihrer Zelle lag Renate auf dem schmalen Bett. Sie schien zu schlafen. Eine Krankenschwester sass am festgeschraubten Tischchen. Sie strickte. Ab und zu schaute sie zur Schlafenden hinüber. Einmal zuckte diese auf. «Sie friert», dachte die Pflegerin und legte eine der gefalteten, dunklen Decken über ihre Knie. Und wieder nach einer Weile stand sie auf und trat zu Renate: «Schlafen Sie?»

Diese machte sofort die Augen auf:

«Nein.»

«Sie wollen wieder an die Arbeit?»

«Nein.»

«Ich rufe die Aufsicht. Wenn Ihnen nichts fehlt, müssen Sie natürlich aufstehen.»

Die Gefangene sagte:

«Bitte, bleiben sie noch einen Augenblick. Ich will Ihnen sagen, wie das war. Nachher gehe ich in den Nähssaal. Es ist jetzt vorbei. Das war so: Robert und ich – wir kannten uns Jahre vor der Hochzeit. Es war schwer, so lange auf die Wohnung warten zu müssen. Wir verdienten uns die Möbel – dann wusste ich einmal, dass wir heiraten sollten – gleich, denn wir würden ein Kind haben. Es sollte eine Heimat haben. Aber kann man heiraten, wenn Wohnungen nicht zu bekommen sind oder dann so teuer, dass sie für unsereins nicht in Frage stehen? Robert riet mir, zu einem Arzt zu gehen. Aber der schickte mich zum Wohnungsamt – dort versprochen sie, sofort Bericht zu geben, sobald etwas frei werde. Und weil kein Bericht kam, haben wir es dann getan – wie einen Feind haben wir das Ungebo-rene umgebracht. Es war Frühling. Im Garten des Hauses, wo Robert ein Zimmer um billigen

Preis gemietet hatte, grub er ein Grab für das kleine Tote. Und wenn, wie damals, das Geissblatt blüht, ist es wie ein Schleier über der Stelle, wo das Kind schläft. Wissen sie, wir haben es nachher sehr bereut, nicht weil wir entdeckt und bestraft wurden – aber wir hätten das Kind gern gehabt, auch ohne Wohnung, ohne alles. Es wäre schön gewesen, abends die kleinen Hände in den unseren zu spüren. Statt dessen sahen wir unsere Hände an, und die waren leer, wir schauten aneinander vorbei, weil in unsern Augen das Grauen stand.

Robert – er ist schon entlassen worden – ich habe die Schuld fast allein getragen. Nun blüht das Geissblatt wieder – Robert wird am Fenster sitzen und daran denken, wie es sein könnte, wenn wir es nicht getan hätten. Ich wollte zu ihm laufen, ihm helfen, das Grauen zu überwinden. Vielleicht, wenn wir zusammen sein könnten, richtig getraut und nur ein Zimmer hätten, irgendwo in einer andern Stadt – dann würden wir leben können, ein wenig glücklich, und ein Kind haben, an dem wir gutmachen wollten, was wir am ersten verdarben. Das gibt es doch, nicht wahr? Gott ist barmherzig, wenn man bereut, nicht wahr? Sagen sie ja, Schwester, das ist meine ganze Hoffnung!»

Die alternde Pflegerin beugte sich über die grossen, fragenden Augen der Gefangenen und sagte:

«Ja –! Das ist eine sichere, eine schöne Hoffnung. Zu ihr gelangen Sie durch Geduld –. Gott will nicht, dass sie eine Mauer einrennen müssen, er hat einen rechten Weg für Sie.»



Manöver-Schnappschuss

Unter grosser Anteilnahme der Öffentlichkeit fanden im Herbst 1975 in der Ostschweiz Manöver des FAK 4 statt.

Photopress-Bilderdienst, Zürich